

Ein Team von Leuten, die sich gegenseitig ermutigen, die spüren, dass sie einen Unterschied machen können. Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit stärkt die Hoffnung.

**Kann eine Führungskraft neue geistliche Ressourcen entdecken – ohne deinen christlichen Glauben zu teilen?**

Spannend ist, sich auf die Spuren der Weisheitstraditionen zu machen. Der katholische Philosoph Josef Pieper sagte, es gebe zwei Gegenpole gegen die Hoffnung: die Verzweiflung und die Vermessenheit. Die Verzweiflung gibt auf und endet in absoluter Resignation. Die Vermessenheit ist der Aktivismus. Hoffnung braucht Aktivität, ohne aktivistisch zu sein. Gleichzeitig benötigt sie einen realistischen Blick auf die Sachlage, ohne von vornherein aufzugeben. Diese Haltung hilft allen, unabhängig von ihrer Weltanschauung. Ganz praktisch liefert die Bibel auch Weisheit zum menschlichen Miteinander. Wie sollen wir Mitarbeitende führen? Wie gehen wir mit Scheitern um? Für mich ist entscheidend, dass in Niederlagen nicht das Ende liegt, sondern der Gott der Hoffnung immer wieder Neues schaffen kann.

## **Wichtiger als Fehler zu vermeiden, ist, sie zuzugeben und sie zu vergeben.**

**In unserer Kultur schreiben wir Menschen, die auf die Nase fallen, oft ab. In der US- oder israelischen Start-up-Szene ist das anders. Dort sagt man: »Die Person ist um eine Erfahrung reicher.«**

Bei Personen, die im Rampenlicht stehen, lässt sich oft beobachten, wie sie nach einem Fehltritt fallen gelassen werden. Dabei sollten Christinnen und Christen nicht davon leben, Fehler zu vermeiden, sondern daraus, Fehler zuzugeben und Vergebung zu erfahren – und neu durchzustarten. Wenn wir zu perfektionistisch unterwegs sind, führt dies oft zur Heuchelei. Wir vertuschen Fehler, kehren alles unter den Teppich und spielen uns gegenseitig etwas vor.

**Nichtsdestotrotz bescheinigt unsere Gesellschaft der Kirche gemäß der Studie Hoffnungsbarometer kein großes Hoffnungspotenzial. Ist da was schiefgelaufen?**

In letzter Zeit sind erschütternde Skandale in Kirchen und in christlichen Organisationen ans Licht gekommen. Das ist schrecklich. Doch



# Müllhalde der Hoffnung

Neun Quadratmeter Wohnfläche, umgeben von stinkenden Müllbergen: Die vierköpfige Familie Schneider lebte in den Slums von Manila definitiv nicht den Traum vom Auswandern. Für sie war es Berufung. Nach neun Jahren endete ihre Zeit in Manila, nicht aber ihr Engagement.

**W**er bei Schneiders zu Gast ist, sieht auf den ersten Blick, wofür ihr Herz schlägt. Die Möbel, Bilder und Accessoires im Basler Reihenhäuschen sind aus den Philippinen. Es sind mehr als Erinnerungen. Es ist ein Lebensgefühl, ein Stück ihrer zweiten Heimat, mit der sie sich umgeben.

Neun Jahre lebten sie mit ihren Kindern Isabel und Noel inmitten von Wellblechhütten, Armut und Abfall. 2003 kamen sie zurück in die Schweiz. Die Kinder mussten im Heimatland zur Schule, um eine Chance auf eine Berufsbildung bzw. ein Studium zu haben. Die Distanz tut dem Engagement für die Ärmsten keinen Abbruch. Schneiders engagieren sich weiterhin als Botschafter für das von ihnen gegründete Hilfswerk Onesimo, sammeln Spenden und verbringen nach Möglichkeit mehrere Monate im Jahr in Manila.

### **Eine gemeinsame Vision**

Angefangen hat alles, als Christian ein Bibelcollege in England besuchte. Zum Ausbildungsprogramm gehörte ein Auslandsaufenthalt. Der Bauzeichner und Pflegefachmann entschied sich für die Philippinen und kam erstmals in eine Welt voller Armut und Bedürftigkeit. »Ich lernte die Organisation ›Servants‹ kennen, deren Mitarbeitende mit den Menschen in den Slums auf Augenhöhe zusammenleben.«

Diese Erfahrung hat ihn tief beeindruckt. So sehr, dass er nach dem Bibelcollege mit Unterstützung seiner Kirchengemeinde für vier Jahre nach Manila zog. Im dritten Jahr kam eine Gruppe von jungen Leuten aus Basel für einen Kurzeinsatz auf die Philippinen. Mit dabei eine junge Lehrerin namens Christine. »Für mich war klar: Das ist sie. Wir blieben nach ihrem Einsatz in engem Kontakt, und als ich nach Ablauf der vier Jahre zurück in die Schweiz kam, ging alles zackzack«, erzählt Christian. Verlobung, Heirat und bald darauf das erste Kind.

»Ich spürte, dass es Christian mit aller Kraft zurück auf die Philippinen zog. Er wollte mich aber nicht drängen und gab mir Zeit«, erinnert sich Christine. »Als ich innerlich bereit war für diesen Weg, ging es sehr schnell.« Schneiders packten ihre Koffer und reisten mit ihrer einjährigen Tochter Isabel auf die Philippinen. Im Gepäck das klare Ziel, für mindestens drei Jahre zu bleiben.

## **Straßenkinder erleben sich als Last für ihre Eltern.**

Im ersten Jahr stand für Schneiders »being« auf dem Programm. Heißt: einfach sein, leben, Beziehungen aufbauen. Keine Projekte oder Aufgabe übernehmen, die eine sichtbare Wirkung haben. Für Christian war das nicht einfach. Er sah die Not an allen Ecken und Enden und kam mit dem Pastor einer Baptistengemeinde ins Gespräch, dessen Kirche sich in Schneiders Quartier befand. Die Kirche begann, Straßenkinder in ein Feriencamp einzuladen. »Viele der Kinder erleben sich als Last für ihre Eltern, weil das Geld für Essen und Schule fehlt. Sie suchen das Leben auf der Straße. Das ist hart. Die Kinder und Jugendlichen betteln, stehlen, verkaufen sich für Sex, betrinken sich, schnüffeln Leim oder konsumieren eine Art von billigem Kokain. Sie sind nirgends zu Hause, es fehlt an allem, vor allem an Annahme und Liebe«, erklärt Christine.

### **Lernen statt helfen**

Schneiders investierten sich in Zusammenarbeit mit der Kirche für die Camps, fuhren mit den Jugendlichen ans Meer und schenkten ihnen unbeschwerte Tage. Sie meinten, dass es damit getan sei. »Weit gefehlt«, sagt Christian und schmunzelt im Rückblick über seine Naivität. »Wir mussten mehr bieten als das kurze Glück auf Zeit.« Damit war der Grundstein für die unterschiedlichsten Angebote gelegt, in denen heute jährlich über 600 Kinder und Jugendliche betreut werden.

»Wir wollten unserem Dienst von Anfang an eine Struktur geben und gründeten die NGO Onesimo. Damit wurden wir zu einem vom Staat akzeptierten Hilfswerk und konnten unsere Arbeit aufbauen«, erklärt Schneider.

### **Geburtsstunde von Onesimo**

In den 24/7 therapeutischen Lebensgemeinschaften werden die Jugendlichen in zwei Altersgruppen aufgeteilt: die 14- bis 18-Jährigen und die 18- bis 24-Jährigen. Die Jüngeren leben in Gemeinschaften, die von Hauseltern geführt und durch Sozialarbeitende betreut werden. Sie erhalten ein sicheres Umfeld mit Tagesstruktur und therapeutischer Begleitung. »Wir haben ein Netz aus Psychologen, die punktuell ihre Hilfe bieten, gerade in der Traumabewältigung«, meint Christian Schneider. »Es ist wichtig, dass die jungen Menschen Erlebtes auf- und verarbeiten können. Dabei arbeiten wir systemisch und beziehen, wenn immer möglich, die Familien der Kinder und Jugendlichen in die therapeutische Arbeit mit ein.« Schneider ist überzeugt, dass die biologischen Wurzeln eine entscheidende Rolle in der Therapie spielen. Ziel ist eine echte Versöhnung, im besten Fall eine Rückkehr in die Familie.

## **Ein Mädchen wehrte sich gegen das Waschen.**

Das gilt auch für die zweite Altersgruppe, welche in den Slumkirchen lebt, die sich mit-engagieren. Auch den jungen Erwachsenen wird eine zweijährige Rehabilitation geboten, in der sie lernen, das Leben suchtfrei und eigenverantwortlich zu gestalten. »Die meisten der Jugendlichen schaffen den Ausstieg aus den Drogen. Allerdings finden sie wegen fehlender Schulbildung kaum Arbeit. Zudem muss auf den Philippinen für die Berufsbildung bezahlt werden. Das ist Geld, das die Jugendlichen nicht haben. Dem wirken wir mit einem Schul- und Berufsbildungsprogramm entgegen, z.B. mit der

Landwirtschaftsschule auf einer Farm, die rund zwei Stunden außerhalb von Manila ist.« Damit sichert Onesimo die Nachhaltigkeit ihrer Arbeit mit den jungen Menschen.

Für diese Altersgruppe ist die Peer-Arbeit ein weiterer entscheidender Faktor. Jeder Jugendliche, der neu in die Reha eintritt, bekommt einen großen Bruder oder eine große Schwester zur Seite gestellt. Sie ermutigen die Neuankömmlinge und haben zugleich eine sinnvolle Aufgabe.

### **Power von oben**

Für Schneiders ist klar: Hoffnungsträger können sie nur sein, weil sie selbst Hoffnung aus ihrem Glauben schöpfen. »Wir glauben an die Kraft der Begegnung mit Gott und sind überzeugt, dass diese Kraft eine heilende Wirkung auf die Menschen hat«, erklärt Schneider. Ihre Arbeit wird durch das Gebet von vielen Menschen mitgetragen. Das ermutigt und stärkt. »Wir sehen bei den Jugendlichen, was diese Kraft alles bewirken kann«, meint Christine Schneider und bringt als Beispiel eine junge Frau, die sie in ihrer Zeit in Manila kennengelernt hat.

»Shony war damals ungefähr fünfzehn Jahre alt. Ein Waisenkind, das vom Betteln und den Abfällen auf der Müllhalde lebte und in Parks übernachtete. Wir nahmen sie in unserem Häuschen auf und kämpften mit ihr gegen die Lasten ihres Lebens.« Davon gab es zahlreiche. Das Mädchen hatte eine Wasserphobie und wollte sich unter keinen Umständen waschen. Der Gestank wurde unerträglich, zudem rastete sie mehrmals vollkommen aus, was auf akute psychotische Phasen zurückzuführen war. Schneiders baten um Hilfe und erhielten sie von einem befreundeten Psychiater. Er lieferte Shony in eine staatliche Psychiatrie ein. »Das ging nicht besonders gut«, berichtet Christine Schneider. »Die Umstände in einer philippinischen Psychiatrie tragen wenig zur Gesundheit bei. Deshalb war sie dankbar, als sie wieder bei uns einziehen durfte.«

Nach vielen Gesprächen und Gebeten veränderte sich das Leben von Shony schrittweise. »Sie hat Heilung erlebt, die wir menschlich nicht erklären können. Da hatte Gott seine Finger im Spiel«, sind Schneiders überzeugt.

Shony ist heute verheiratet und lebt mit ihrer Familie weiterhin in einem Slum. »Es ist nicht unser Ziel, dass die Menschen in eine bessere Gegend ziehen. Ein Aufstieg in die Mittelschicht ist fast unmöglich. Zudem sind sie in den Slums verwurzelt, haben ihre Familie und Freunde dort und können auch in den Slums in Würde leben.«

### **Familienleben auf dem Prüfstein**

Für Schneiders war das Leben in den Slums nicht immer einfach, vor allem für Christine. Die Enge, das ständige Gewusel, der Lärm und das fehlende Grün waren nicht das Problem. Ihr fehlte das Familienleben. »Mein Mann düste mit seinem Motorrad durch die Slums und wäre am liebsten Tag und Nacht unterwegs gewesen. Ich musste meine Bedürfnisse sehr konkret anmelden«, erinnert sie sich. Sie forderte eine gemeinsame Mahlzeit pro Tag sowie ein Abend pro Woche ohne die Kinder. Christian meint im Rückblick: »Ich war mir nicht bewusst, dass Christine das Leben als Familie vermisste. Leben im Slum ist wie campieren, die Leute sind nah und ich dachte, dass sie und die Kinder gut eingebettet sind in der großen sozialen Gemeinschaft des Armenviertels.« Das stimmte zwar, ersetzte aber nicht den Vater und Ehemann. Damals fiel auch der Entscheid, nur noch drei weitere Jahre zu

bleiben. »So früh zu entscheiden, hat sich als weise herausgestellt. Für uns als Familie, aber auch, was den Ablösungsprozess von den Projekten betraf.«

### **Nachfolge? Längst erledigt!**

Christian meint: »Wir legten die Governance ganz in die Hände der Filipinas und Filipinos. Darum ist die Arbeit bis heute nachhaltig und erfolgreich.« Was Onesimo bis heute nicht gelang, ist die Finanzierung aus einheimischen Quellen. »Das Hilfswerk hat zwar wohlhabende Unterstützer im Land. Das reicht aber nicht.« Deshalb ist Christian seit der Rückkehr 2003 in die Schweiz öfters unterwegs, um die Arbeit von Onesimo in Kirchgemeinden oder Serviceclubs vorzustellen und Spenden zu generieren. Um für das eigene Auskommen zu sorgen, arbeitet er bis zur Pensionierung in der Drogenreha der psychiatrischen Uniklinik in Basel, und Christine stieg Teilzeit als Lehrerin ein.

Die Rückkehr nach Basel war nicht einfach. Zwar hatte die Familie mehr Platz als im Slum. Doch die Kinder verstanden die Welt nicht mehr. Es war zu ruhig im Quartier. Wollten sie mit anderen Kindern spielen, musste das erst telefonisch abgesprochen werden. Was für ein Gegensatz zum schier unendlichen Spielplatz und den vielen Kids in den Slums! Christine: »Unsere Kinder haben aber bald Wurzeln in der Schweiz geschlagen. Wir leben gerne in Basel. Ich liebe zwar das Klima und das Chaos auf den Philippinen. Von Basel aus können wir uns aber ebenso engagiert für Onesimo einsetzen.«



**Christian Schneider**  
schneider@gomagazin.de

Die Philippinen hatten den Bauzeichner und Sozialarbeiter Christian Schneider gepackt. 1994 zog er mit seiner Frau Christine und der Tochter für neun Jahre mitten in die Slums von Manila. Daraus ist das Hilfswerk Onesimo entstanden.



**Christine Schneider**  
schneider@gomagazin.de

Die Lehrerin Christine Schneider hatte ihren Ehemann Christian bei einem Praktikum in den Philippinen kennengelernt. Seit 2003 lebt das Paar in Basel und bleibt verbunden mit Onesimo. Das Ziel: Slumbewohnern ein würdevolles Leben zu verschaffen.